



DER BLAUE BRIEF

Mitteilungsblatt des Fördervereins des Schulmuseums Bergisch Gladbach e. V.

Sonderausgabe zur Ausstellung:

Der kratzige Unterschied – historische Handarbeiten
von „Arm“ und „Reich“ 1850 – 1950

12

Nr. 12 (11/2019)

Impressum



Förderverein
des Schulmuseums
Bergisch Gladbach e.V.

Herausgeber:
Förderverein des Schulmuseums
Bergisch Gladbach e.V.
Kempener Straße 187
51467 Bergisch Gladbach
Telefon: (0 22 02) 8 42 47
E-Mail: info@das-schulmuseum.de
Internet: www.das-schulmuseum.de

Der kratzige Unterschied – historische Handarbeiten von „Arm“ und „Reich“ 1850–1950
Eine Ausstellung des Schulmuseums Bergisch Gladbach – Sammlung Cüppers
14. November 2019 – 31. Dezember 2020

Idee: Rose-Karla Frewer

Konzept: Rose-Karla Frewer und Ursula Berg

Texte: Ursula Berg, Rose-Karla Frewer, Peter Joerßen

Sekretariat: Anna Sobota

Fotos: Ursula Berg

Ausstellungsgestaltung und -ausführung: Sandra und Günter Marquardt, Köln

Leihgaben: Christine Kurth, Lindlar – LVR-Freilichtmuseum Lindlar

Gestaltung „Blauer Brief“: thurm-design, Michael Thomys, Bergisch Gladbach

Mit freundlicher Unterstützung von:



Magdalene Trier (Privatfoto)

Ausstellung zur Erinnerung an Magdalene Trier (1925 – 2011)

Von Anfang an gehörte Magdalene Trier zu einem Arbeitskreis, mit dem unser Museumsgründer Carl Cüppers in den 1980er Jahren den Ausbau seiner schulgeschichtlichen Sammlung vorantrieb.

Als ausgebildete Weißstickmeisterin brachte sie ihr Können, Wissen und eine langjährige Berufserfahrung in eine gezielte Sammlungsstrategie ein. In fast drei Jahrzehnten kam durch Kontakte und Netzwerke, auf Reisen und durch Ankäufe ein einzigartiger Fundus zur Geschichte des Handarbeitsunterrichts und der Handarbeiten zusammen.

Im Jahr 2000 übergab sie ihn der Stadt Bergisch Gladbach als Schenkung für das Schulmuseum. Bis zu ihrem Tod hat sie die Sammlung professionell geleitet und ein Team für die zukünftige Betreuung um sich geschart. Dem Andenken an Magdalene Trier ist daher die neue Ausstellung gewidmet.

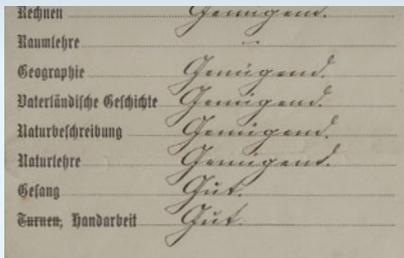
Der kratzige Unterschied – historische Handarbeiten von „Arm“ und „Reich“ 1850 – 1950

Schon 1987 wurde eine kleine Auswahl aus der damals noch privaten Sammlung von Magdalene Trier unter dem Titel „Mit Nadel, Faden, Fingerhut“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Sie behandelte die Geschichte des Handarbeitsunterrichts im Rahmen der Mädchenerziehung. Mehr als 30 Jahre danach war eine neue Präsentation fällig. Das Unterrichtsfach und die darin vermittelten vielfältigen Techniken, Fertigkeiten und Kenntnisse werden nicht ausgeklammert. Aber der Akzent liegt vor allem auf Handarbeiten, die in der Schule als Beleg für den erreichten Fortschritt, bescheidenes Geschenk oder Erinnerungsstück entstanden sind.

Breiten Raum nehmen darüber hinaus die von Frauen aller Altersgruppen und unterschiedlichen Familienstandes für den Haushalt erstellten Wäsche-, Kleidungs- und textilen Ausstattungsstücke ein. Das Begriffspaar „Arm“ und „Reich“ macht am Beispiel von Kleidung und Accessoires, Tischwäsche und Bettausstattung die unterschiedliche Lebensführung von ländlich-bäuerlicher Bevölkerung und Arbeiterschaft einerseits und bürgerlichen Schichten andererseits deutlich. Die ausgestellten Handarbeiten stammen aus der Zeit von ca. 1850 bis 1950. Nur für wenige gibt es ein genaues Datum, wann sie entstanden sind. Viele wurden von Generation zu Generation weitergegeben und waren weiterhin in Gebrauch. Daher haben wir bei den Objektbeschriftungen weitgehend auf eine Datierung verzichtet.



angefangener Strumpf, Wolle
Brauttaschentuch, Seide
(Sammlung Schulmuseum,
Inv. Nr. GA 142, Inv. Nr. WÄ 472)



Entlassungszeugnis für Gertrud Winkelhausen,
Bergisch Gladbach, 27. März 1907; Entlassungszeugnis
für Paul Winkelhausen, Bergisch Gladbach, 3. April 1907
(Sammlung Schulmuseum, Inv. Nrn. ARCH 73, 74)

Handarbeitsunterricht in der Volksschule

Jungen und Mädchen aus den unteren sozialen Schichten besuchten die Volksschule. Die von der preußischen Kultusverwaltung 1872 erlassenen „Allgemeinen Bestimmungen“ führten u.a. auch neue Fächer ein: für die Jungen das Turnen, für die Mädchen den Handarbeitsunterricht. Er sollte mindestens zwei Stunden pro Woche von einer dafür qualifizierten Handarbeitslehrerin erteilt werden.

Der Lehrplan sah ausschließlich die so genannten „Nutzarbeiten“ vor. Damit sollten später alle im Haushalt anfallenden Arbeiten ausgeführt werden können. Dazu gehörten das Strumpfsticken, Übungen am Zeichentuch (das Sticken) und Nähtuch (Ausführen verschiedener Nähte), das Nähen eines Frauenhemdes, Flickern und Stopfen (Ausbessern). Ebenso wurden Grundkenntnisse in Materialkunde und Wäschepflege vermittelt.

Mädchen der einfachen Bevölkerung ohne spätere Ausbildung konnten sich nach Beendigung der Schulzeit mit dem Sticken bei reichen Familien ein „Nadelgeld“ verdienen. Das neue Schulfach übte die Mädchen schon früh in den damals geltenden Kanon der weiblichen Tugenden ein: Demut, Fleiß, Sorgfalt, Geduld, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Ordnungssinn und Reinlichkeit.



Handarbeitsunterricht im 3. Schuljahr, Volksschule Köln-Sülz, 1914 (Privatfoto)

Im Takt

Alle Schülerinnen einer Klasse sollten gleichzeitig mit den im Lehrplan für die einzelnen Jahrgangsstufen festgelegten Übungen beschäftigt werden, um ein planmäßiges, gründliches und fehlerfreies Fortschreiten der Arbeiten zu gewährleisten. Man strebte einen methodisch geordneten, stufenweisen Übergang vom Leichten zum Schweren an.

Für das neue Schulfach wurden verschiedene Methoden entwickelt. Besonders verbreitet war der 1883 vom Rektor der Bürgerschule für Mädchen in Cöthen, F. Krause, und der Fachlehrerin Johanna Metzel verfasste methodische Lehrgang, dessen Kern der sogenannte „Taktunterricht“ war. Er sah vor, dass jede Handbewegung bis ins Kleinste zerlegt und sprachlich benannt wurde. Die Schülerinnen wiederholten den von der Lehrerin zum jeweiligen Arbeitsschritt gesprochenen Satz und führten dann die praktische Übung aus.

Die für die Volksschulen entwickelte „Krause-Metzelsche Methode“ wurde auch für den Handarbeitsunterricht der Höheren Töchterschulen übernommen.

Stricken

Das Stricken begleitete früher die Schülerin durch die ganze Schulzeit. Schon im 2. Schuljahr wurde mit einfachen Maschen begonnen. Im 3. Schuljahr entstand der erste „Übungsstrumpf“ mit seinen Teilen: Beinling mit Rand und Wade, Fußling mit Ferse, Keil und Spitze. Es folgte der zweite Strumpf. Fortschritte brachten im 4. Schuljahr weitere Strumpfpaares und Socken für Frauen und Männer. Im 5. Schuljahr kamen Strümpfe mit Mustern und Pulswärmer hinzu. Die benötigten Utensilien brachten die Mädchen in einem Handarbeitskörbchen mit.

Nach der Schulzeit war das Stricken für viele Frauen der armen Bevölkerung bis ins hohe Alter hinein oft überlebenswichtig. Sie stellten Strickkleidung für die gesamte Familie her – meist aus Schafwolle, die zwar auf der Haut kratzte, aber gründlich wärmte. Oft strickten die Frauen auch für andere, um sich etwas zu verdienen. Ebenso lieferten sie Strickwaren für den Verkauf. Die benötigte Wolle erhielten sie gegen Geld vom „Aufkäufer“. Demgegenüber war das Stricken für Frauen in gesicherten finanziellen Verhältnissen ein beliebter Zeitvertreib. In den letzten Jahrzehnten ist es mehrfach zum Hobby geworden und zurzeit auch wieder „in“.



Handarbeitskörbchen (Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. HU 160)

Flicken, Stopfen, Ausbessern

Die Löhne von Landarbeitern, Tagelöhnern und Arbeitern reichten kaum aus, um das Existenzminimum der meist kinderreichen Familien zu sichern. Die Frauen und Mütter mussten das wenige zur Verfügung stehende Geld gut einteilen. Kleidung und Wäsche in einem Arbeiterhaushalt beschränkten sich auf das Allernotwendigste. So weit möglich, wurden sie selbst hergestellt. Hausbedienstete trugen häufig die gebrauchte Kleidung ihrer Herrschaft weiter.

Stoffe waren teuer, und so wurde viel umgeändert, angepasst und ausgebessert, möglichst so, dass man nichts davon sehen konnte. Zu guter Letzt arbeitete man vielleicht aus einem gut erhaltenen Stück des abgelegten Hemdes Taschentücher und umhänkelte sie. Der Rest tat gute Dienste als Putzlappen oder landete beim Lumpenhändler für wenige Pfennige. U.a. werden Lumpen vereinzelt auch heute noch für die Papierherstellung verwendet.

In wohlhabenden Familien wurden die teuer erworbene und gefertigte Ausstattung an Kleidung und der reiche Vorrat an Tisch- und Bettwäsche sorgfältig gepflegt und vererbt. Sie haben sich daher oft über mehrere Generationen erhalten. Demgegenüber ist aus den Haushalten armer Familien nur wenig auf uns gekommen, wie auch diese Ausstellung zeigt.



*Herrenunterhemd, mehrfach gestopft
(Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. WÄ 835)*



Spinnen und Weben

Früher produzierte ein Bauernhof nicht nur die notwendigsten Nahrungsmittel, sondern auch die für die Herstellung von Kleidung und Haushaltswäsche erforderlichen Grundmaterialien.

Bett-, Tisch- und Leibwäsche wurde fast ausschließlich aus gewebtem Leinen gefertigt. Flachs, der Grundstoff für Leinen, wurde in den meisten Gegenden Deutschlands angebaut. Der lange Weg zum fertigen Leintuch erforderte zahlreiche Arbeitsgänge. Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts mussten die Bäuerinnen den Flachs noch selbst spinnen. Wenn alle Leinfaser versponnen war, wurde auf vielen Bauernhöfen auch noch selbst gewebt.

Ebenso lieferten die Bauernhöfe die für die meisten Strickwaren benötigte Schafswolle, die ebenfalls selbst gesponnen wurde – in Notzeiten, wie z. B. den Weltkriegen, noch bis weit ins 20. Jahrhundert.

Alte Frau beim Flachsspinnen, um 1900 (Privatfoto)

Handarbeit in den Höheren Töchterschulen

Im 19. Jahrhundert erhielten Mädchen aus der Oberschicht in Höheren Töchterschulen und Pensionaten eine standesgemäße Ausbildung. Sie sollten befähigt werden, als zukünftige Gattin eines wohlhabenden Mannes einem vornehmen Haushalt vorstehen zu können und einen Salon zu führen. Die Vorbereitung auf einen praktischen Beruf oder das Erwerbsleben war nicht vorgesehen.

Im Handarbeitsunterricht erlernten sie die feinen Handarbeiten: Weißstickerei, Häkeln und Klöppeln. Diese sogenannten „Putzarbeiten“ („Putzen“ im Sinn von „Herausputzen/Schmücken“) hatten überwiegend eine dekorative Funktion und dienten ebenso der Geschmacksbildung.

Sticken und Häkeln waren neben dem Musizieren und Lesen eine beliebte Art der Freizeitgestaltung, die gern auch in Gesellschaft ausgeführt wurde.

Im Handarbeitsunterricht der Höheren Töchterschulen wurden auch Kenntnisse im Flickern und Nähen vermittelt. Kleine Ausbesserungen oder Änderungen an Kleidung und Haushaltswäsche nahm man selbst vor, um den Lohn für eine Näherin zu sparen. Frauen aus bürgerlichen Familien mit geringem Einkommen waren häufig auf Nebenverdienst angewiesen und fertigten in Heimarbeit Wäschestücke für Modengeschäfte an.



Damenkränzchen beim Handarbeiten, um 1900

Zierrat

Wie ein einfaches Wäschestück durch raffinierte Handarbeiten verfeinert wurde, lässt sich eindrucksvoll an historischer Frauenunterwäsche zeigen. Auf Unterröcke, Nachthemden und Beinkleider nähte man Rüschen auf, setzte Spitzen und gehäkelte Bordüren an und bestickte sie mit allerlei Motiven.

Auch Tischwäsche, Servietten, Hand- und Taschentücher, Überhänge, Schonbezüge für Möbel, Schutzhüllen für kostbare Textilien und Kissen wurden verziert. Besonders Deckchen aller Art und für vielfältige Zwecke – als Geschenk zu besonderen Anlässen oder als Erinnerungsstück und Liebesgabe – boten ein reiches Betätigungsfeld. Die ganze Fülle des textilen Zierrats fand sich auch in der Ausstattung der Wohnungen und Privaträume der damaligen Zeit. Man ließ ihn von Hausbediensteten fertigen, kaufte ihn in Spezialgeschäften oder bestellte ihn ebenso wie Kleidung und Haushaltswäsche schon damals per Katalog.

Vielfach aber war er als Handarbeit von den weiblichen Angehörigen der wohlhabenden Gesellschaftsschicht in ihren Mußestunden oder im Damenkreis selbst geschaffen worden. Frauen konnten damit ihre Handfertigkeit, ihren Geschmack und Schönheitssinn demonstrieren und sich Anerkennung verschaffen.



Ridikül (Taschentuch-Täschchen) mit eingehäkelten Saatperlen, 1920/30
(Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. GA 164)

Muster-, Näh-, Flick- und Stopftücher

Die Arbeit mit Mustertüchern nahm vom 16. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts breiten Raum im Handarbeitsunterricht ein. Am Stickmustertuch – auch ABC-, Buchstaben- oder Zeichentuch genannt – wurden die Anfangsbuchstaben des Mädchennamens zum Anfertigen von Monogrammen geübt. Mit diesen wurden die auf der Gemeindewiese zum Bleichen ausgelegte Wäsche und der in die Aussteuer eingebrachte Wäschevorrat gekennzeichnet.

In den preußischen Schulen wurde auf gesäumtem Stramin mit türkischrotem Garn das lateinische Alphabet und die Zahlenreihe von 1 bis 10 gestickt und zum Abschluss neben dem Monogramm das Jahr der Fertigstellung im Tuch vermerkt.

Die fertigen Mustertücher wurden als „Merkzettel“ von der Mutter auf die Töchter vererbt. In jeder Generation kamen neue Stücke hinzu, die als Vorlagen eine wichtige Rolle spielten. Ebenso dienten sie der einfachen Bevölkerung, die oftmals nicht lesen und schreiben konnte, als Übung zum Einprägen der Buchstaben.

An den schmucklosen Näh-, Flick- und Stopftüchern wurden die grundlegenden Techniken für die später im Haushalt anfallenden Ausbesserungsarbeiten an der Wäsche geübt. An einem Leinentuch lernten die Mädchen das Anfertigen von Knopflöchern, das Anbringen von Knöpfen, Haken und Ösen, das Säumen und verschiedene Nähte.



Stickmustertuch, Emmeline Schultz, 1856
(Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. MU 861)



Christian Tüschchen im „Knabenkleidchen“,
Köln, um 1900 (Privatfoto)

Kinderkleidung

Der Gegensatz „Arm“ und „Reich“ lässt sich eindrucksvoll an der Kinderkleidung früherer Zeiten belegen. So berichtet eine Schulpflegerin aus München 1921 von einer Familie, die für ihre elf Kinder nur ein Hemd besaß. 41% der Volksschulkinder trugen auch im Winter keine Unterwäsche, bei 37% waren die Strümpfe mangelhaft, 11% hatten keine Schuhe.

Demgegenüber steckten wohlhabende Eltern ihren Nachwuchs schon von klein auf – für den Besuch beim Fotografen – in einen eleganten Sonntagsstaat. Die Mädchen trugen bevorzugt weiße Kleider – das Symbol der Reinheit – mit Volants, Rüschen und Spitzen, manchmal zum Schutz gegen Verschmutzung eine weiße Schürze darüber.

Besonderen Luxus demonstrierte man bei der Taufkleidung der Neugeborenen mit Paradejäckchen, Tragekleidchen aus feinem Gewebe, gehäkeltten Schühchen und vor allem kunstvoll gearbeiteten und verzierten Babymützchen.

Jungen bis zum Alter von drei Jahren trugen noch bis in die 1920er Jahre häufig „Knabenkleidchen“. Im Zuge der Reform zu einer praktischen und kinderfreundlichen Kleidung entwickelte sich daraus später das Kittelkleid. In beiden fühlten sich die kleinen Jungen meist nicht wohl. Spätestens zum Schulanfang durften sie wie ein „richtiger Mann“ einen Anzug tragen.

Hemd und Hose

Hemden aus Leinen waren für Frauen und Männer aus der einfachen Bevölkerung bis weit ins 19. Jahrhundert hinein die einzige Leibwäsche. Sie wurden meist auch bei der Arbeit getragen und dienten ebenso als Nachthemd. Diesem Zweck entsprach der einfache Schnitt: Sie waren weit und reichten oft bis ans Knie.

Im Handarbeitsunterricht der Schulen wurde – nach Vorübungen auf Papier – im 7. Schuljahr zunächst das Zuschneiden und Nähen eines Frauenhemdes gelehrt. Im 8. Schuljahr nahm man das „Manneshemd“ in Angriff.

Das Tragen von besonderer Unterwäsche kam erst am Anfang des 19. Jahrhunderts allmählich auf. Männer trugen nur manchmal im Winter Unterhosen. Für Frauen wurden sie erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts üblich und bestanden aus zwei einzelnen, nur in der Taille verbundenen Beinteilen.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden Wäsche und Kleidung zunehmend maschinell aus Baumwolle hergestellt. Gewebe aus diesem Material ließen sich leichter waschen und färben. Außerdem war Baumwolle preiswerter und damit für breite Bevölkerungsschichten erschwinglich.



Beinkleid (Teil der Brautwäsche), Baumwollbatist
(Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. WÄ 140)

Bett und Bettausstattung

Große Unterschiede gab es auch in der Bettausstattung von „Arm“ und „Reich“ – vor allem in der Qualität der verwendeten Materialien. Ein Bettgestell aus Holz mit innen liegenden massiven Latten oder Riemenbespannung bildete das Grundgerüst.

Bis 1900 schlief man in Arbeiter- und Bauernhäusern auf mit Stroh oder Heu gefüllten Säcken. Darüber lagen ein Bettlaken aus grobem Leinen und das Deckbett mit Stroh- oder Heufüllung in einem karierten Überschlaglaken oder grobem Leinenbezug mit Schlaufenverschluss. Erneuert wurden Füllungen und Bettwäsche oft erst nach sechs Monaten.

Oft standen einer Familie mit ihren Kindern nur zwei Betten zur Verfügung. Sehr verbreitet waren auch 1½-schläfrige Betten.

Zur Grundausrüstung in wohlhabenden Familien gehörten Unterbetten, am Saum verzierte, weiße Bettlaken, Keilkissen, mehrere Kopfkissen, kleine Ohrenkissen, ein Federbett und ein Paradekissen.

Alle Kissen steckten in reich mit Spitzen oder Stickereien verzierten Bezügen aus Baumwolle, feinem Leinen oder Seide mit Knopfverschluss. Betttextilien vermittelten Status und Prestige.



Paradekissen, Baumwolle (Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. WÄ 234)



Jungen an der Nähmaschine, Hauptschule Ahornweg,
Bergisch Gladbach, um 1990
(Foto: Joachim Urbach, Bergisch Gladbach)

Handarbeitsunterricht – ein Fach ohne Zukunft?

Das 1872 erstmals an den Volksschulen eingeführte Fach sollte die Mädchen „auf ihre wirtschaftlich wichtige und für das Wohl der Familie wesentliche Zukunftsaufgabe als Hausfrau vorbereiten“.

Um 1910 setzte sich die Bezeichnung „Nadelarbeit“ durch. Die NS-Zeit betonte die Pflege sittlicher Tugenden wie Ordnung, Sparsamkeit und Fleiß. „Die deutsche Kunst [...], die deutsche Handarbeit [...] und alles, was deutsche Seele atmet, muß in der Volksschule zum deutschen Mädchen sprechen.“

In der Nachkriegszeit ordneten die Volksschulrichtlinien von 1955 die Nadelarbeit dem „Lebenspraktischen Unterricht für Mädchen“ zu. In den NRW-Richtlinien von 1963 wurde

Nadelarbeit Teil der „Musischen Bildung“. Der Unterricht sollte zu „Fleiß und Ausdauer, Ordnung und Genauigkeit, Sauberkeit und Sparsamkeit, zum Dienst in der Gemeinschaft“ erziehen.

Die Richtlinien für die Hauptschule in NRW von 1968 thematisierten erstmals „die schwierige Situation, in der das Fach heute steht“ und forderten eine Neuorientierung. Der Unterricht in „Textilgestaltung“, an dem auch Jungen teilnahmen, wurde durch Handweben, Färben, Batik, Stoffdruck und die Fertigung von Spiel-, Schmuck- und Gebrauchsgegenständen ergänzt. Die Materialkunde behandelte nun auch die Themen Mode- und Textilindustrie, Ökologie und Umwelt, Natur- und Chemiefasern. Inzwischen ist Textilgestaltung nur noch in wenigen Ausnahmen ein Unterrichtsfach an allgemeinbildenden Schulen.

Handarbeit als Lehrfach

In der Zeit vor 1872 und der Einführung des Handarbeitsunterrichts wurden die Mädchen meist in den Familien selbst von den weiblichen Angehörigen in Stricken, Stopfen und einfachen Nähübungen angelehrt. Im Umkreis von Klosterschulen erteilten Ordensschwwestern den Unterricht.

An der katholischen Volksschule in Paffrath hatte sich Schulleiter Anton Feckter (1800–1874) schon um 1840 für die Erteilung des Handarbeitsunterrichts eingesetzt. Die 1841 angestellte „gar nicht alte Lehrerin“ Rosalie Sonnenschein unterwies aber nur die vor der Entlassung stehenden Mädchen in den Handarbeiten. 1854 wird die Ehefrau Feckters, Maria-Catharina Feckter, geb. de Caluwé, als Inhaberin dieser Stelle genannt.

In Berlin ersetzte die Lehrerin Rosalie Schallensfeld ab 1857 den früher üblichen Einzelunterricht durch den Massenunterricht. Sie gab auch die nötigen Hilfsmittel – u.a. Wandtafeln – heraus und stellte eine den Jahrgangsstufen entsprechende Folge der Fertigkeiten auf. Nach 1872 verstärkten die preußischen Unterrichtsbehörden ihre Bemühungen um eine qualifizierte Ausbildung der Handarbeitslehrerinnen. Aber erst um 1900 waren sie als weiblicher Berufsstand anerkannt.

Anton Feckter und seine Ehefrau Maria-Catharina Feckter, geb. de Caluwé, um 1870 (Foto: F. Raps, StAGL, L 3/26/2)



Handarbeitslehrerin mit Pensionsanspruch

Seit 5. August 1887 mussten angehende Handarbeitslehrerinnen in Preußen eine praktische und theoretische Prüfung absolvieren, um als pensionsberechtigte Lehrkraft angestellt zu werden. Folgende Handarbeitsproben waren einzureichen:

- ein neuer Strumpf, gekennzeichnet mit zwei Buchstaben und einer Zahl
- ein angefangenes Strickzeug
- ein Häkeltuch (Anschlag 60–80 Maschen) mit unterschiedlichen Mustern und ringsum gehäkelter Kante
- ein Herren-Nachthemd
- ein Frauenhemd
- ein alter Strumpf mit neu eingestrickter Hacke, eine Gitterstopfe und eine Strickstopfe
- vier bis sechs Proben mit je einem eingesetzten und einem aufgesetzten Flicker,
- eine karierte und eine weiße Stopfe
- eine buntkarierte Gitterstopfe, eine Körperstopfe
- zwei Buchstaben in Kreuzstich, zwei in Rosenstich, drei gestickte lateinische Buchstaben, je zwei Ziffern in rotem Garn, drei gotische Buchstaben und zwei Zahlen in weißem Garn
- ein gesticktes Monogramm

*Examensarbeit der Handarbeitslehrerin Maria Klie:
Untertaille und Beinkleid, 1925
(Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. WÄ 401)*



Die schriftliche Prüfung bezog sich auf:

- die sittliche und erziehlche Bedeutung des Handarbeitsunterrichts
- den gesamten schulmäßigen Betrieb
- das Ziel und die Aufgabe
- den Lehrgang und die Lehrmethode
- die Auswahl des Lehrstoffs
- die Kenntnis der wichtigsten Fachschriften

Außerdem musste jede Bewerberin in der Prüfung eine Stunde Handarbeitsunterricht in einer Klasse erteilen.

Examensarbeit der Handarbeitslehrerin Maria Klie: Taghemd, 1925 (Sammlung Schulmuseum, Inv. Nr. WÄ 401)

Literatur

Zur Methodik des Handarbeitsunterrichts

G. Schoenen: Lehrplan für die einklassige Volksschule und für die Halbtagschule, Köln 1887

Rosalie Schallenfeld/Agnes Schallenfeld: Der Handarbeits-Unterricht in Schulen. Wert, Inhalt, Lehrgang und Methodik desselben, 8. Aufl. Frankfurt a. M. 1890

Wilhelm Springer: Der Handarbeitsunterricht in der Volksschule. Eine Methodik des Handarbeitsunterrichtes zur Vorbereitung für die Handarbeitslehrerinnen-Prüfung wie zum Gebrauche für Handarbeitslehrerinnen und Schulaufsichtsbeamte, 3. Aufl. Breslau 1899

Thérèse de Dillmont: Encyclopädie der weiblichen Handarbeiten, Mülhausen 1908

Wilhelmine Wenz/S. Bihildis Leuck: Großes Handarbeitsbuch. Praktische Anleitung zur Erlernung sämtlicher Nadelarbeiten für Schule und Haus, Regensburg 1914

Bertha Schwetter: Beyers Lehrbuch der weiblichen Handarbeiten. Handbuch für den Schulgebrauch und Selbstunterricht in zwei Bänden, 4. Aufl. Leipzig/Berlin/Zürich 1931

Ausstellungskataloge und Museumsführer

M.E. H. Hermans: Alte Handarbeiten. 100 Jahre Handarbeitsunterricht in der Schule von 1820–1920; Münster 1986 (Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Mühlenhof-Freilichtmuseum Münster 22.11.–14.12.1986)

Heidi Lerche-Renn: Mit Nadel, Faden, Fingerhut. Geschichte des Handarbeitsunterrichts im Rahmen der Mädchenerziehung (Schul-Heft 1), Bergisch Gladbach 1987 (Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Bergischen Museum für Bergbau, Handwerk und Gewerbe, Bergisch Gladbach 30.5.–12.7.1987)

Münchner Stadtmuseum (Hrsg.): Vater Mutter Kind. Bilder und Zeugnisse aus zwei Jahrhunderten, München 1987 (Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Münchner Stadtmuseum)

Elisabeth Helming/Barbara Scheffran: Die Große Wäsche (Schriften des Rheinischen Museumsamtes Nr.42/Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums – Landesmuseum für Volkskunde, Nr. 34), Köln 1988 (Begleitpublikation zur gleichnamigen Wanderausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland - Rheinisches Museumsamt, Brauweiler in Zusammenarbeit mit dem Rheinischen Freilichtmuseum – Landesmuseum für Volkskunde, Mechernich-Kommern, 1988)

Almut Junker/Eva Stille: Zur Geschichte der Unterwäsche 1700–1960 (Kleine Schriften des Historischen Museums Frankfurt, Bd. 39), 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1988 (Begleitpublikation zur Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt a. M. 28.4.–28.8.1988)

Historisches Museum Hannover (Hrsg.): „Langes Fädchen – faules Mädchen“. Textile Handarbeiten in Erziehung, Beruf und Freizeit (Schriften des Historischen Museums Hannover, H. 3), Hannover 1993

Nicole Kuprian: Buntkariert und blütenweiß. Vom Umgang mit Bettwäsche (Stefan Baumeier (Hrsg.): Westfälische Volkskunde in Bildern, im Auftrag des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, Bd. 8), Münster 1999

Gabriele Wand-Seyer: Zwischen Nutz und Putz. Handarbeit und Handarbeitsunterricht 1750–1950, Herne 2000 (Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Emschertal-Museum Herne 28.5. – 13.8.2000)

Herman Josef Stenkamp (Hrsg.): Das Arbeiterhaus. Textilmuseum in Bocholt (Kleine Reihe, Nr. 27), Dortmund 2006

last, but not least

Bäbel Ehrmann-Köpke: „Demonstrativer Müßiggang“ oder „rastlose Tätigkeit“? Handarbeitende Frauen im hansestädtischen Bürgertum des 19. Jahrhunderts (Internationale Hochschulschriften, Bd. 546), Münster/New York/München/Berlin 2010